



Zeiträumer

Hallo zusammen, ein herzliches Dankeschön für Eure Meinungen!

Ok, ok, diese Kritik höre ich natürlich nicht zum ersten Mal :lol: ...un sehe sie auch ein.

Ich habe vorbildlich die Regeln gelesen und daher nur einen kurzen Teil gepostet - das war vielleicht nicht so klug. :roll:

Daher habe ich jetzt a) den historischen Hintergrund erstmal eingedampft - zum Glück muss ich noch nicht den ganzen Prolog streichen, denn etwas Handlung gibt es schon noch - und b) den gesamten "historischen" Teil gepostet. Ich hoffe das ist nicht zu lang für dieses Forum.

Ach so, und eine Personenliste gibt es, allerdings noch nicht vollständig. Kommt.

Aedrini, 13. Jahr, 25. Zyklus

Die Augen des Gehörnten ruhten auf ihm, unergündlich, ewig. Der Druiden betrachtete das steinerne Abbild des Gottes, halb Mensch, halb Hirsch, der mit gekreuzten Beinen dasaß, die Widderkopfschlange um den Hals gelegt.

Dich, Cernunnos, dachte er. Insgeheim fürchten sie Dich am meisten. Sie alle. Er lächelte. Ungezählt und vielgestaltig waren die Unsterblichen, doch keiner, so glaubte er, flößte den Menschen so viel Respekt ein wie der Gott mit dem Hirschgeweih: Cernunnos, der Gehörnte, Herrscher über die Anderen Welten.

Der Druiden schloss die Augen. „Ich bin der ewige Strom des Flusses“, murmelte er in einer alten Sprache, die nur wenige verstanden. „Ich bin das Allessehende Auge. Ich bin die Waage der Wahrheit. Ich bin die Kraft der Eiche. Sieh durch meine Augen, o Cernunnos, sprich mit meiner Stimme, urteile durch meinen Geist, strafe, wenn es sein muss, durch meine Hand. Und es wird besser sein und nicht schlechter.“

Wie alle Barden und Druiden kannte er die Verse des Rechts, kannte sie besser als die meisten, doch Recht in dieser Welt war etwas anderes als die Gerechtigkeit des Gehörnten, die ewigen Gesetze des Alls und der Zeit. Jeder würde am Ende seines Lebens durch den Schleier in die Anderen Welten gehen, und dort entschied allein Cernunnos über das Dasein und die Wiederkehr eines jeden. *Das ist es, was sie so sehr an Dir fürchten. Die Gerechtigkeit.*

Der Druiden seufzte. Er hatte die Pflichten, die vor ihm lagen, für einen Moment vergessen können, doch die Schatten verrieten ihm, dass es beinahe Mittag war. Wenn Belenos' Auge am höchsten stand, würden sich die Sippen der Haeduer auf dem Neunquell in Bibracte versammeln und von ihm erwarten, dass er Recht sprach – ein Recht, das keinem genug war, hatten doch alle zu wenig. Er kniete vor der Statue nieder, um eine letzte Bitte um Weisheit an den Gehörnten zu richten, der ihn gleichgültig anzusehen schien, als wolle er sagen: Ich sehe, die Menschen leiden, doch was soll ich tun? Sie bestimmen selbst über ihr kleines Leben in dieser Welt. Mich kümmern sie nicht, bis sie wieder durch den Schleier gehen.

Der Druiden berührte mit der Linken seinen Torques, den goldenen Ring um seinen Hals, und senkte den Kopf; mit der Rechten formte er eine Schale und führte sie langsam aufwärts, bis das Handgelenk die Stirn berührte: das Zeichen der Weisheit. Dann erhob er sich, strich sein Gewand glatt und verließ das Heiligtum. Das Gut der Sippe lag kaum eine Stunde zu Pferd von Bibracte entfernt, zwei Dutzend schmucke, mit Lehm verputzte Fachwerkhäuser auf einem flachen Hügel, geschützt durch einen palisadengekrönten Wall und einen Graben und angefüllt mit Vorräten, angesichts derer ihn beinahe ein schlechtes Gewissen plagte. Kinderstimmen drangen an sein Ohr – Dagomarus und die Kleineren vermutlich, die wieder und wieder den Krieg der Haeduer gegen die Sequaner nachspielten, allerdings mit günstigerem Ausgang als in der Wirklichkeit; denn die Sequaner hatten mit Versprechungen den Suebenkönig Ariovist über den Rheno gerufen, dessen Krieger die Felder der Haeduer verwüsteten und ihre Rinder stahlen. Vor zwei Jahresläufen war die Lage der Haeduer immer verzweifelter geworden; viele Krieger waren gefallen und es herrschten Hunger und Krankheit unter den Sippen. In jenem Jahr hatte der Druiden das Amt des Vergobret innegehabt und war nach Rom gereist, um den Senat um Hilfe zu bitten. Er war Gast des Marcus Tullius Cicero



Zeitenträumer

gewesen, eines der edelsten Männer Roms, und überaus ehrenhaft behandelt worden, doch anstelle schlagkräftiger Legionen hatten ihm die Senatoren vage Versprechungen mit in die Heimat gegeben und nichts war geschehen. Nach diesem Misserfolg hatte er das Amt des Vergobret niedergelegt, auf Druck jener Sippen, die seine enge Verbindung zu Rom immer mit Argwohn betrachtet hatten; es war auf seinen Bruder Dumnorix übergegangen, der diesen Argwohn teilte und aufgrund seines Reichtums und seiner Freigebigkeit überaus beliebt im Volk war. Auch er war jedoch machtlos gewesen: Im letzten Jahr hatte Ariovist die Haeduer bei Magetobriga vernichtend geschlagen, und spätestens seit dieser Niederlage hatte sich der Geist von Armut und Elend fest unter den Sippen eingenistet und wurde von Tag zu Tag mächtiger. Es war Dumnorix gelungen, Frieden mit Ariovist und den Sequanern zu schließen – einen Frieden, der die Haeduer teuer zu stehen kam. Die Reichen mussten Geiseln stellen und Tribut entrichten und deshalb noch höhere Abgaben von ihren Gefolgsleuten, Schuldnern und Hörigen fordern, um deren Schutz gewährleisten zu können, jedenfalls behaupteten sie das; denn sie hatten die Kontrolle über den Arar verloren, auf der ihr Wohlstand beruhte. Und keinem schadete dies so sehr wie Dumnorix selbst, hatte er doch einen großen Teil der Arar-Zölle über mehrere Winter hinweg gepachtet.

Entgegen seinem ursprünglichen Vorhaben betrat der Druide das Wohnhaus nicht. Er hatte nach Villús Fortschritten sehen wollen, doch in letzter Zeit war ihm immer häufiger danach, allein zu sein; gerade die Gegenwart Villús, der insgeheim immer sein Lieblingssohn gewesen und nun, wie er es sich erhofft hatte, sein Schüler geworden war, bedrückte ihn auf unerklärliche Art und Weise. Er kehrte dem Eingang den Rücken und ging um das Haus herum zu den Stallungen. Tala, Villús Lieblingspferd, tänzelte nervös und schnaubte, als er näherkam; der Druide tätschelte ihr abwesend die Nüstern und schob sich an ihr vorbei, um Prito zu satteln. *Welch seltsame Schwermut mir der heutige Tag gebracht hat, dachte er. Oder ist es nicht vielmehr seltsam, dass ich so selten davon ergriffen werde?* Gewiss, er verteilte unter den Gemeinen und Hörigen des Stammes, doch das war nichts im Vergleich zum Leid der Menschen. Dumnorix gab zwar umso mehr, war er doch ungleich reicher, doch der Druide wusste, dass sein Bruder einzig und allein seinen Einfluss zu stärken trachtete und dass seine Gaben die Not in Wahrheit eher mehrten denn minderten. Oft bereute er, Dumnorix den Weg an die Spitze der Macht geebnet zu haben, doch wer konnte den Stamm in diesen Zeiten besser führen als er?

Abermals seufzend schwang er sich auf Pritos Rücken. „Komm, alter Freund“, sagte er und klopfte den Hals des Rappen. „Was immer der Lauf der Zeiten am heutigen Tag bringen mag, wir werden es doch nur erfahren, wenn wir dabei sind.“

Er hing seinen Gedanken nach, und so dauerte es eine Weile, bis er sich der drei Reiter bewusst wurde, die nebeneinander auf dem Weg verharrten als warteten sie auf ihn. Er war ihnen schon recht nahe gekommen, sodass ihm wenig Zeit blieb, sie einzuschätzen, doch es handelte sich offensichtlich um Römer, von kleinerer Statur als die Kelten, kurzhaarig und rasiert und in edle Togen gekleidet. Er kniff die Augen zusammen und erkannte zu seiner Überraschung den Mittleren der drei, einen etwa fünfzig Winter zählenden Mann mit gutmütigem Gesicht und leichtem Bauchansatz: Lucius Valerius Flaccus. Er war der Neffe des einstigen Statthalters der römischen Provinz in Gallien, und Diviciacos hatte ihn einige Male in Narbo getroffen, als er mit den römischen Machthabern verhandelt und Kontakte geknüpft hatte. Die Valerii Flacci waren eine der einflussreichsten römischen Familien in Gallien und Hispania, und auch Lucius hatte verschiedene mächtige Ämter bekleidet. Diviciacos' ältester Sohn Vertoris, der in Narbo lebte, um die Kultur und Lebensweise der Römer zu studieren und die Freundschaft zwischen ihnen und den Haeduern zu festigen, hatte ihn als klugen Staatsmann beschrieben, jedoch auch angedeutet, es gebe Gerüchte um eine dunkle Vergangenheit Flaccus' in den Ländern des Sonnenaufgangs. Seine Begleiter waren jünger und Diviciacos nicht bekannt; ihm schien, als sei einer der beiden gallischer Herkunft, denn sein Haupt war von dichtem blonden Haar bedeckt, wenn es auch nach römischer Mode frisiert war.

Er brachte Prito zum Stehen und hob die Hand zum Gruß, wie es in Rom Sitte war. Flaccus beugte sich zu dem Blondem hinüber und sagte etwas in römischer Sprache, die Diviciacos trotz seiner langjährigen Erfahrung



Zeiträume

mit den Italikern nur bruchstückhaft beherrschte. Der junge Mann grüßte zurück; Diviciacos bemerkte, dass er ein überaus energisches Kinn und stechende, blaue Augen hatte.

„Seid gegrüßt, Diviciacos, Sohn des Segomo“, rief er auf gallisch. „Möge die Freundschaft zwischen Rom und den Haeduern so lange andauern wie die Zeit. Ich, Gaius Valerius Trocillus, spreche für Lucius Valerius Flaccus, den Gesandten des römischen Senats. Wir bringen eine wichtige Botschaft für den Stamm der Haeduer.“

Trocillus? Diviciacos suchte in seinem Gedächtnis nach einer Erinnerung, und wie üblich fand er sie. *Trocillus, Sohn des Caburus, vom Stamm der Helvier in der römischen Provinz. Gemeinsam mit seinem Vater vertritt er die Helvier im Magistrat.* Er senkte den Kopf. „Esos schütze Euch auf Euren Wegen“, sagte er. „Wenn es sich um eine wichtige Nachricht für unseren Stamm handelt, so sollte sie dem Rat der Sippen vorgetragen werden.“

Wieder beugte sich Flaccus zu seinem Übersetzer und redete ruhig auf ihn ein. Diviciacos beobachtete die beiden genau und wurde auf einmal von einer ungunigen Vorahnung beschlichen; er spürte, wie sich die Haare in seinem Nacken aufrichteten.

„Wir werden zum Rat sprechen, o Diviciacos“, sagte Trocillus. „Doch es gibt eine weitere Botschaft, die nur für Eure Ohren bestimmt ist. Daher kamen wir ohne Gefolge, um Euch allein zu sprechen.“

Der Mann hatte eine lauernde Art, die Diviciacos in keiner Weise gefiel. Sein Mund war auf einmal trocken.

„Ich bin auf dem Weg nach Bibracte, um Gericht zu halten“, sagte er. „Ihr müsst verstehen, dass meine Pflichten keinen Aufschub dulden.“

„So haltet Gericht“, erwiderte Trocillus; offenbar vertraute Flaccus seinem Übersetzer und ließ ihm weitgehend freie Hand. „Wir werden auf Euch warten.“

Diviciacos war froh, die Römer zunächst vertröstet zu haben, doch ihm war, als verfolge ihn der berechnende Blick des Römers bis zu den Mauern Bibractes.

Es war kühl und dunkel im Nemeton, dem heiligen Eichenhain auf der Kuppe des Neunquell. Düster blickten die Götter zwischen den knorrigen Bäumen hindurch, als beobachteten sie in stiller Drohung jede kleine Handlung der Druiden am Opferschacht, stets bereit, ihren Zorn über die Sterblichen zu bringen. Jeder unter den Haeduern wusste eine Geschichte über diesen Ort zu erzählen, eine beunruhigender als die andere. Es hieß, es lebten dort keine Vögel und Tiere, lediglich die Hüter des Haines und die heiligen Schlangen in den Blätterkronen würden von den Unsterblichen geduldet. Das Laub der alten Bäume zitterte unaufhörlich, sagten andere, auch wenn kein Wind blies, und man könne das Stöhnen der Erde und die Todesschreie der ungezählten Opfer hören, deren Blut sich über die Stämme der Eichen ergossen hatte. Viele schauderte es beim bloßen Gedanken an diesen Ort, an dem ewiger Schatten herrschte, und keiner von ihnen hätte jemals gewagt, ihn zu betreten. Der Druide wusste nicht, wie viel Wahrheit in diesen Legenden lag. Wenn er zwischen den Bäumen wandelte, konnte er die Gegenwart der Götter spüren, doch er empfand sie nicht als bedrohlich – im Gegenteil, der heilige Hain übte stets eine beruhigende, erfrischende Wirkung auf ihn aus. Er warf einen Blick zu den Hütern; jeder der beiden erfahrenen Priester hielt einen Falken auf dem Unterarm und sie warteten geduldig, bis er sein stilles Gebet beendet hatte.

Eine Menschenmenge hatte sich vor dem Hain versammelt, auf dem von hohen Bäumen und einer Palisade gesäumten Platz, wo die Barden und Druiden Recht sprachen und der Rat der Sippen zusammentrat, um wichtige Entscheidungen zu treffen. Die Hüter verharrten am Rande des Hains, während der Druide den flachen Felsen erklimmte, den die Haeduer den Stein der Worte nannten, da bei Versammlungen die Redner von ihm aus zum Volk sprachen. Er betrachtete die Wartenden; es waren größtenteils ärmere Gemeinfreie, Handwerker und Bauern, die den Schiedsspruch der Weisen suchten, jene, die gerade noch so viel hatten, dass es nicht zum Aufgeben reichte. Ihre Kleider waren einfach, und wenn auch die einen nach gallischem Brauch in Hosen, die anderen nach römischer Mode in Tunika erschienen waren, so glichen sich ihre Gewänder doch auf merkwürdige Art und Weise, denn die Farben der abgewetzten Stoffe waren längst verblichen und verschmolzen zu einer einförmigen Masse. Unruhig, unter gedämpftem Gemurmel, traten sie



Zeitenträumer

von einem Fuß auf den anderen und warfen scheue Blicke in seine Richtung. Er spürte eine gleichgültige Hoffnungslosigkeit, die von ihnen ausging, als hätten sie sich bereits mit dem Unvermeidlichen abgefunden und kämpften nur noch aus Gewohnheit weiter. *Und dies sind nicht einmal die Ärmsten*, kam es ihm in den Sinn. *Gegen solches Elend sind selbst die Götter machtlos*. Er schlug viermal mit dem Stab auf den Boden, um sich Gehör zu verschaffen.

„Esos schütze euch auf euren Wegen“, rief er laut. „Ihr, die ihr gekommen seid, um Recht zu erfahren, hört dies: Ich, Diviciacos, Sohn des Segomo, Erster Druide der Haeduer, Träger des Eichenstabes und Mitglied des Hohen Rates des Nemeton, kenne die Verse der Gerechtigkeit und die Zeichen des Schicksals. Wer gegen das Gesetz des Stammes verstößt, erzürnt die Götter und soll dafür büßen, auf dass ihr Zorn nicht seine Stammesbrüder treffe.“ Prüfend ließ er seinen Blick über die Menge gleiten; die Menschen sahen mit ernsten Mienen zu ihm auf. „So legt nun die Kränze nieder zu Ehren Esos‘ des Allwissenden, der den Menschen das Wort brachte und der seine Hand über die Sippen der Haeduer hält.“

Viele hatten aus Zweigen geflochtene Kränze mitgebracht, welche sie nun einer nach dem anderen zu Füßen der Hüter ablegten, die ruhig am Rande des Hains warteten. Die beiden Priester packten die Falken mit einer schnellen Bewegung im Nacken; Diviciacos war der Vorgang so vertraut wie sein tägliches Bad in den Quellen, denn er hatte dies viele Male selbst getan: Er sah, wie die Vögel sich hilflos zu wehren versuchten, konnte förmlich spüren, wie ihr Gefieder unter panischen Atemzügen bebte und das kleine Herz wild klopfte. Rasch zogen die Hüter mit der freien Hand goldene, sichelförmige Messer vom Gürtel und ließen die scharfen Klingen über die Kehlen der Falken gleiten, nur so tief, dass das Blut in sanften, gleichmäßigen Schüben herausquoll. Ein Stöhnen ging durch die Menge; viele bewegten die Lippen im Gebet. Die Priester knieten nieder und benetzten achtsam jeden der Kränze mit dem Blut der Falken, während die Geister der Vögel auf ihre Reise durch den Schleier gingen und die Körper in den Händen der Druiden erschlafften.

„Belenos, Allsehender, der du jede Unwahrheit erkennst!“, rief Diviciacos. „Esos, Gütiger, dessen Samen unser Stamm entsprungen ist! Lasst meinen Geist klar sein, auf dass ich Euren Willen zu erkennen und weise zu entscheiden vermag. Ich, Diviciacos, Sohn des Segomo, Sohn des Cerdicis, gelobe bei den Göttern und den Ahnen, jeden zu beurteilen, wie es seinen Taten und seinem Stand gemäß ist.“

Natürlich wusste er bereits, welche Streitfälle zur Sprache kommen würden. Es kostete ihn keine Mühe, sich die Namen aller Beteiligten zu merken; niemals musste er etwas ein zweites Mal hören, um es sich einzuprägen. Er kannte die Namen unzähliger Tiere und Pflanzen ebenso wie die Legenden der Stämme und mancher fernen Völker; er wusste vom Lauf der Gestirne und ihrer Bedeutung für das Schicksal der Menschen; er konnte Krankheiten heilen und Wunden verbinden und dafür sorgen, dass eine Kuh fruchtbar wurde. Vor allem aber waren die unzähligen Verse der Zwölf Mysterien tief in sein Gedächtnis eingeebnet, so tief, dass es keinen Unterschied mehr zwischen ihnen und seinem eigenen Geist gab.

Er hieß jene vortreten, die etwas vorzubringen hatten. Das Gesetz gebot, dass die Sippe, deren Ehre den höchsten Preis hatte, ihr Anliegen zuerst schildern durfte, ein Brauch, der bereits häufig zu Streit im Vorfeld eines Gerichts geführt hatte, doch in diesem Fall gab es keinen Zweifel. Er betrachtete die, welche sich aus der Menge gelöst hatten und suchte denjenigen, dessen Ehrenpreis weit über dem der anderen lag: Biracos, einen reichen Landbesitzer und Veteran einiger Schlachten, der zur Klientel des Dumnorix zählte. Seine Sippe gehörte zwar nicht zu den edelsten, doch stand ihm immerhin ein Sitz an der Ratstafel zu, und so gebot der Brauch, dass sein Anliegen Vorrang hatte. Wie es sich für einen Mann seines Standes gehörte, war Biracos mit Gefolge und einigen Verwandten erschienen, alle hochgewachsen und blond; er selbst mochte vierzig Winter zählen und stand in lässiger Haltung in ihrer Mitte. Als Anhänger des Dumnorix war er naturgemäß römferfeindlich gesinnt und trug daher nach gallischer Mode eine hellrot karierte Hose, ein ebensolches, ärmelloses Wams und einen gebleichten Schnurrbart; um seinen Hals lag ein schmaler, goldener Torques.

„Biracos, Sohn des Vindios“, rief Diviciacos laut. „Ihr seid gekommen, um die Verse des Rechts zu hören, die doch nichts anderes sind als der Wille der unsterblichen Götter. Wer wird für Euch sprechen?“

Die Mundwinkel des Kriegers kräuselten sich unter dem Schnurrbart leicht nach oben und er deutete eine



Zeitenträumer

Verbeugung an. „Eluskú, mein ältester Sohn, der im Gefolge des Eporedorix reitet, o Diviciacos“, verkündete er mit raspelnder Stimme.

Es war offensichtlich, dass der Mann die Ehre seiner Sippe herausstellen wollte, um ein günstigeres Urteil zu erzielen. Eporedorix, der Reiterkönig, war der Anführer der vielköpfigen Reitertruppe, die Dumnorix sich hielt und mit eigenem Gold entlohnte und verpflegte, sodass sie sich ganz dem Kampf hingeben konnte. Er entstammte einer der edelsten Sippen, und es bedeutete eine hohe Ehre, in sein persönliches Gefolge aufgenommen zu werden. Eluskú, Sohn des Biracos, musste ein begnadeter Reiter sein.

Ob Ihr ein ebenso guter Redner seid?, dachte Diviciacos stirnrunzelnd. Er musterte den jungen Mann, der neben seinem Vater stand, die hellblonden Haare mit geflochtenen Zöpfen zusammengebunden, und hatte seine Zweifel. *Ich würde bei allen Eichen schwören, dass Ihr noch keine zwanzig Winter gesehen habt.*

„So sei es“, sagte er ruhig. „Bringt also Euer Anliegen vor, Eluskú, Sohn des Biracos.“

Der junge Krieger trat vor und warf den Kopf in den Nacken. „Ich bin Eluskú, Sohn des Biracos!“, rief er. „Bei Magetobriga erschlug ich acht Feinde, darunter drei Germanen! Ich reite in der Schar des Eporedorix, und den will ich sehen, der schneller und besser reitet als ich!“ Voller Eifer sah er in die Runde. „Ich spreche vor dem heiligen Hain der Götter für meine Sippe und meinen Vater Biracos, Sohn des Vindios, dem Unrecht geschehen ist. Unrecht durch jenen dort, der sich Licnos nennt!“ Abrupt wandte er sich um und deutete auf einen kleinen, blassen, untersetzten Mann von etwa dreißig Wintern, der nervös seinen Schnurrbart zwirbelte und rasch den Blick senkte, als sich ihm die Augen des Druiden und der versammelten Menge zuwandten.

„Sprecht weiter. Welche Art von Unrecht?“

„Seht ihn Euch an!“, sagte Eluskú abfällig. „Dieser Mann ist Bauer und Hirte. Er besitzt ein wenig Land und einige Schweine und Rinder. Seit vielen Jahren erhält er Schutz von meiner Väter Sippe, ohne den die seine verloren wäre. Mein Vater war sogar so gütig, ihm den besten Bullen aus seiner eigenen Zucht zu leihen, auf dass seine Herde gedeihe.“

Es verlangte Diviciacos danach, den arroganten jungen Krieger zurechtzuweisen, jedoch verbarg er seine Gefühle; es war für ihn nicht mehr als Gewohnheit, sich nichts anmerken zu lassen. „Wie hoch sind die Abgaben, die seine Sippe der Euren für ihren Schutz zahlt?“

„Geradezu frevlerisch gering, o Diviciacos. Jeden Mond zur Rückkehr der Nacht ein Sechst seines Weizens und seiner Milch, und zum Samon, wie es sich gehört, ein Prachtschwein.“

„Ist er Euch etwas schuldig geblieben?“

Eluskú starrte ihn an, als sei er nicht recht bei Trost. „Bei den Neun Quellen, seht ihn Euch an! Er ist fett! Er lässt sich gehen und schmätzt auf diese Weise die Götter! Er bringt Schande über die Sippe meiner Väter, und wie sollte er in diesem Zustand anständig arbeiten? Wir verlangen, dass sein Bauchumfang abgemessen wird, und zwar mit mittleren Linsen, so wie es der Ehre unserer Sippe entspricht! Für jede Linse soll er ein Kalb geben, um den Schaden zu ersetzen!“

Das waren die Worte, die zu sagen man ihm eingebläut hat, dachte Diviciacos. *Welch törichter Fehler, einen solch einfältigen Jungen zum Sprecher der Sippe zu erklären, nur weil er eine ehrenhafte Stellung einnimmt.* Trotz aller Selbstbeherrschung, die er sich in jahrelanger, harter Übung angeeignet hatte, fiel es ihm schwer, ruhig zu bleiben. Zwar gab es im Gesetz des Stammes die Möglichkeit, Fettleibigkeit zu bestrafen, aber dies war nichts anderes als ein dreister Versuch, einen hilflosen Mann zu enteignen und zu versklaven. Licnos, der Bauer, war sicherlich außerstande, eine solche Strafe zu begleichen; er würde Teile seines kärglichen Besitzes verpfänden müssen und bald immer tiefer in der Schuld der reichen Sippe stehen, schließlich weder Abgaben noch Schulden mehr aufbringen können und letzten Endes seinen Torques und damit seine Freiheit verlieren. Diviciacos hatte häufig machtlos zugeesehen, wie solcherlei geschah. Er atmete tief durch. Am heutigen Tag würde er die Verse gemäß der Gerechtigkeit des Cernunnos auslegen.

„Ihr seid gut beraten worden, Eluskú, Sohn des Biracos“, sagte er bedächtig. „Nicht viele kennen die Verse des Rechts so genau, dass sie ein solches Vergehen mit einer angemessenen Sühne belegen können.“

Der stämmige Bauer stieß einen spitzen Schrei aus und fiel auf die Knie. „Ich flehe Euch an, o Diviciacos...“



Zeiträumer

„Schweigt!“, fuhr ihn der Druide an „Es ist nicht gut, zwei Geschichten gleichzeitig zu hören.“ Er sah Eluskú in die Augen; ein Lächeln spielte um den Mund des jungen Kriegers.

„Er hat Euch also Käse, Milch und Schwein geliefert?“, fragte Diviciacos.

„Das wohl“, gab Eluskú zögernd zu. Das Lächeln verschwand.

„Dann nehme ich an, Eure Sippe wurde in ihrer Ehre verletzt, indem man Euch seinetwegen beleidigte und verspottete? Es fiel Euch, seit er so fett ist, immer schwerer, eure Töchter zu verheiraten?“

Der Krieger zuckte kurz und setzte zu einer zornigen Entgegnung an, beherrschte sich jedoch und verschränkte die Arme vor der Brust. „Er stellt durch seine schiere Gestalt eine Beleidigung unserer Ehre dar.“

„Erlaubt mir eine Frage, junger Reiter“, fuhr Diviciacos fort. „Welchen Bauchumfang, glaubt Ihr, sollte ein Mann haben?“

Eluskú legte die Stirn in Falten. „Was? Ich... nun, er sollte ein Ebenbild der Götter sein, denen er entstammt!“, rief er verärgert.

„So wie Ihr?“

„So wie ich oder jeder andere hier!“

Diviciacos nickte. „Dann wird Euch sicherlich klar sein, dass ich nicht seinen gesamten Bauchumfang messen kann, da Ihr ihm schwerlich vorwerfen wollt, überhaupt einen Bauch zu haben, nicht wahr? Entscheidend ist vielmehr der Unterschied zwischen seinem und einem Leib wie... nun ja, dem Euren, Eluskú.“

„Dem meinen?“

„Ihr begreift beinahe so schnell, wie Ihr reitet“, sagte Diviciacos. „Wer könnte besser mit seinem Körper als Bild der Götter dienen als ein Reiter des Eoredorix?“ Er ließ seine Worte ihre Wirkung im Geist des verblüfften Kriegers tun und wandte sich dem Bauern zu, der immer noch auf den Knien lag. „Nun zu Euch – Licnos, Sohn des Vectitos, nicht wahr? Steht auf.“ Der Mann kam unsicher auf die Beine und starrte ihn aus seinem feisten, blassen Gesicht heraus an, die Augen weit geöffnet und die Lippen fest aufeinander gepresst. „Wie kam es, dass Ihr eine solche Leibesfülle annahmt? Warum esst Ihr nicht weniger und übt Euren Körper? Wisst Ihr nicht, dass der Geist leidet, wenn der Leib schwach ist?“

„Ich... weiß es, o Diviciacos“, stammelte der Mann. „Doch die Götter entschieden, mir einen Gaumen zu geben, der Käse liebt, und einen Körper, durch den der Käse gleich zu den Hüften wandert.“

Die Umstehenden kicherten, und auch Diviciacos unterdrückte ein Schmunzeln. Er bemerkte, dass sich Unruhe unter Biracos' Gefolge verbreitete; einige murrten leise. Eluskús Gesicht nahm eine leicht rötliche Färbung an. „Was erlaubt sich diese Kreatur?“, rief er laut. „Ist es...“

„Schweigt!“ Diviciacos stieß den Stab auf den Boden, um für Ruhe zu sorgen. „Wie ich schon sagte, es ist nicht gut, zwei Geschichten gleichzeitig zu hören.“ Er wartete einen Moment, um seinen Worten mehr Gewicht zu verleihen. „Euer Vorschlag, Eluskú, scheint mir jedoch gerecht: Wir messen Licnos' Bauch und den Euren, Sohn des Biracos. Den Unterschied werden wir als Maß für die Strafe heranziehen, den Licnos zu leisten hat. Ist eine der Sippen mit diesem Vorgehen nicht zufrieden, steht es ihr frei, den Rat der Sippen anzurufen und ein Urteil des Vergobret zu fordern.“ Die Männer schwiegen und Diviciacos nickte befriedigt. „Entblößt Euch.“

Der junge Krieger zögerte kurz und warf seinem Vater einen schnellen Blick zu. Dann streckte er die Brust heraus und warf den Kopf in den Nacken. Betont lässig winkte er einen Waffenträger heran, der ihm half, den gehärteten Lederpanzer und den Schwertgurt abzunehmen. Er zeigt seinen Körper gern, dachte Diviciacos grimmig. Es schien ihm, als lege Eluskú mit seiner Kleidung auch die Unsicherheit ab, die ihn kurz befallen hatte. Nachdem seine Schultern entblößt waren, zog er mit einer ruckartigen Bewegung die hochgeschnürte Hose auf die Hüften herunter und sah mit hochgerecktem Kinn in die Menge. Diviciacos stellte befriedigt fest, dass er einen beeindruckenden Brustkorb und beachtliche Muskeln hatte. Auch Licnos, der Bauer, hatte sein Wams abgelegt und nestelte an seinem Hosenbund; sein bleicher, aufgequollener Wanst bereitete ihm sichtlich Unbehagen.



Zeiträumer

Diviciacos wandte sich einem der Hüter zu. „Es soll Eure Aufgabe sein, den Umfang der Leiber dieser beiden zu messen, Alisanos“, sagte er ruhig. „Messt sorgfältig und genau, das Band gerade über dem Nabel.“

Der Angesprochene, ein erfahrener Druiden von mehr als vierzig Wintern mit bereits ergrautem Bart, trat zunächst zu dem Hirten und legte dem vor Angst schlotternden Mann ein Lederband um den Wanst. Er machte einen Knoten hinein, um den Umfang zu markieren, und wiederholte die Prozedur bei Eluskú, der mit vor der Brust verschränkten Armen wartete. Diviciacos beobachtete Biracos und seine Sippe genau; erst jetzt schien ihnen aufzugehen, dass der Druiden sie getäuscht hatte, denn da Eluskú den dicklichen Hirten beinahe um Haupteslänge überragte und von kräftiger Statur war, lagen die beiden Knoten erstaunlich nah beieinander, als der Hüter das Band in die Höhe hielt. Ein Schrei der Empörung ertönte und auch Eluskú gab einen erstaunten Laut von sich. Die Menge tuschelte gespannt.

Diviciacos stieß den Stab auf den Fels bis die Rufe verstummten. „Bleibt noch, den Abstand zwischen den beiden Knoten zu messen“, fuhr er unbeirrt fort. „Wie Ihr, Eluskú, vorhin selbst sagtet, ist Eurer Sippe weder Schaden entstanden noch wurde Eure Ehre verletzt, wohl aber, darin habt Ihr Recht, das Gesetz des Stammes. Die Verse schreiben für einen solchen Fall vor, die Strafe mit gewöhnlichen Bohnen zu bemessen. Sie soll in kleinem Kupfer beglichen und am Brunnen der Kraniche dem Esos dargebracht werden.“ Er tat weitere vier Schläge mit dem Stab, um sein Urteil zu bekräftigen, und stieg langsam von dem Felsen hinunter. „Alisanos, Ihr werdet den Abstand gewissenhaft abmessen, Bohne für Bohne. Ihr, Licnos, Sohn des Vectitos, nehmt das Lederband mit Euch. Zur Trinoux Samonis werden wir Euch erneut vermessen und sehen, ob sich Eure Statur gebessert hat. Und wagt nicht, die Knoten zu versetzen – ich würde es merken, und wenn nicht ich, so die Unsterblichen.“ Abrupt wandte er sich Biracos zu. Die Kiefer des Züchters mahnten vor Wut und sein Schnurrbart zitterte, doch er wagte nicht, dem Urteil des großen Druiden zu widersprechen. Diviciacos senkte die Stimme, sodass nur die Umstehenden ihn verstehen konnten. „Noch etwas, Biracos“, raunte er. „Wenn Ihr noch einmal mit einer solchen Lächerlichkeit meine Zeit verschwendet, werde ich für jeden Zwölft einer Stunde ein Kalb von Euch fordern.“

Er entschied an diesem Nachmittag noch in vielen weiteren Fällen, und die Sonne stand tief, als die Menge sich zu zerstreuen begann. Erschöpft wandte sich Diviciacos dem Nemeton zu, um den Göttern im kühlen Dunkel des Hains seinen Dank auszusprechen. Er verabschiedete sich von den Hütern und machte sich auf den Heimweg, ritt den Hang des Neunquell hinunter durch die Stadt, vorbei an den von länglichen Mauern eingepferchten Häuschen, in denen die Pferde und Dienerschaft der Edlen untergebracht wurden. Die Arbeit in den Werkstätten der Hammerschmiede, Gießerei und Metallarbeiter zu seiner Linken war bereits zum Erliegen gekommen.

Bibracte machte einen friedlichen Eindruck in der abendlichen Sonne, doch Diviciacos fühlte sich, als trage er einen Felsblock von der Größe des Steins der Worte um den Hals und reite gegen einen mächtigen Sturm. Er vermied den Blick auf den vor ihm liegenden steinigen Hügel, den die Haeduer schlicht duron, nannten, Festung, und der auch jetzt noch, beinahe ein Jahr nach Ende des Krieges, mit den Zelten der Flüchtlinge aus den umliegenden Siedlungen und Gehöften übersät war, den kümmerlichen Behausungen jener, deren Atem schon seit vielen Nächten nicht mehr nach Cervisia gerochen hatte. Rasch wusch er Hände und Gesicht an der Quelle der Tränen und lenkte Prito auf direktem Wege zum inneren Tor, doch erst als er auch den äußeren Wall passiert hatte, begann die Anspannung des Gerichts von ihm abzufallen. Er konzentrierte seine Sinne auf die Natur um ihn herum, ließ den Gedanken an all das Elend und die Not der Menschen freien Lauf, bis sie sich langsam zerstreuten, sein Geist sich leerte und mit neuen Bildern, Klängen und Gerüchen füllte, Eindrücken, die nichts bedeuteten, sondern schlicht waren.

Die Römer hatten ihre Pferde festgebunden und warteten an dem kleinen Bach, an dem er sie verlassen hatte. Sie erhoben sich, als er sich näherte, und Trocillus trat ihm entgegen.

„Es ist gut, dass Ihr gekommen seid, o Diviciacos. Die Freundschaft zwischen Rom und den Haeduern ist



Zeitentrumer

beiderseits ein hohes Gut, das wir pflegen wollen wie unsere eigenen Kinder, nicht wahr?“

Droht er mir?, fragte sich Diviciacos, *oder verspottet er mich nur?* Er wollte dieses Gespräch schnell hinter sich bringen. „So sprecht“, sagte er daher ohne jede Hoflichkeitsformel. „Welche Kunde sendet der Senat den Haeduern, die zu geheim für die Ohren des Vergobret ist?“ Er wusste, dass er schon mit dieser Frage das Gesetz des Stammes verletzte, doch etwas im Verhalten der drei Gesandten veranlasste ihn, sie anzuhören. Nach kurzem Wortwechsel mit Flaccus ergriff Trocillus erneut das Wort.

„Genau gesagt, stammt unsere Botschaft nicht vom Senat. Sie stammt vom künftigen Statthalter der gallischen Provinzen. Ihr werdet von ihm gehört haben; sein Name ist Gaius Iulius Caesar.“

Sie sprachen eine Weile, und als Diviciacos einige Zeit später seinen Heimweg fortsetzte, war sein Herz von Angst und Hoffnung gleichermaßen erfüllt. Die kommenden Nächte und Winter würden für die Haeduer nicht einfacher werden als die vergangenen, doch vielleicht hatten die Götter sich doch noch nicht gänzlich von ihnen gewandt.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).